



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Guglia, Eugen: Ranke und Gentz

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hat ihre Mitglieder überall in Deutschland, bis zu den Alpen hin, das Gebiet ihrer Thätigkeit aber umfaßt die ganze deutsche Küste von Emden bis nach Memel. Nun wohlan, der deutsche Verein für Kinderheilstätten ist auch eine solche Gesellschaft zur Rettung von Schiffbrüchigen, denen die helfende Hand gereicht werden soll, um sie vor dem Untergange zu bewahren. Nicht bloß aus den Küstenländern, nein, aus weiter Entfernung, aus dem Herzen Deutschlands sollen die armen, an unverschuldetem Elend leidenden Kinder herangezogen werden, damit sie hier an der See das kostbare Gut der Gesundheit erlangen. Erst dann, wenn diese Hospize alljährlich vielen Hunderten von Kindern aus allen Ständen frische Kräfte spenden, werden sie Einfluß auf die körperliche Erziehung unsers Volkes gewinnen. Erst dann wird ihr nationaler Wert zur vollen Geltung kommen. Frankreich hat Millionen geopfert, um für die Skrofulösen des Landes eine großartige Zufluchtstätte an seinem Meeresufer zu erbauen; auch wir Deutschen haben die Pflicht, die reichen Heil- und Stärkungsmittel, die unsre Küsten besitzen, für das große Ganze nutzbar zu machen. Darum sollte es jeder für seine Aufgabe halten, an seinem Teil ein richtiges Urteil in unserm Volke über die hier ruhenden, noch ungehobenen Heilschätze bilden zu helfen, und dieser Aufgabe meinerseits zu genügen, war der Zweck dieser schlichten Zeilen.



Ranke und Gentz

Von Eugen Guglia



anke ist während der sechzig Jahre seiner schriftstellerischen Thätigkeit nicht dazu gekommen, sich über die geschichtliche Bedeutung von Gentz zu äußern, er erwähnt ihn nur ein paarmal. Aber in seiner Jugendzeit, als er auf der Universität weilte, und später, als er Gymnasiallehrer in Frankfurt an der Oder war, stand Gentz auf der Höhe seiner Laufbahn: auf den Kongressen, die damals die Aufmerksamkeit Europas erregten, führte er die Feder, er gab den Beschlüssen der großen Mächte die Form, in der sie in die Öffentlichkeit traten; mehr, als es der Wirklichkeit entsprach, vermutete man in ihm die Seele der österreichischen Staatskanzlei und der politischen Tendenzen, die von dort ausgingen. Auch lebte noch in der Erinnerung aller, was er einst in den Zeiten

Grenzboten I 1891

52

napoleonischer Zwingherrschaft bedeutet hatte. Die einen waren seines Ruhmes voll, die andern schmähten ihn, aber er erregte das Interesse eines jeden, der den Gang der politischen Ereignisse verfolgte. Man durfte annehmen, daß auch der junge Verfasser der „Geschichten romanischer und germanischer Völker“ dieser Erscheinung nicht mit Gleichgiltigkeit gegenübergestanden habe. Hierin bestärkte ein Brief von Rahel Levin an Ranke, der schon seit 1834 bekannt ist*); sie schrieb ihn, gleich nachdem sie die Nachricht von Genz' Tode erhalten hatte, am 15. Juni 1832. Es ist ein langer Brief, und es ist nur von Genz darin die Rede, schon der Eingang verrät, daß der hingeschiedene Freund oft Gegenstand ihrer Gespräche gewesen ist: „Ich kann, ich darf diesen Tag nicht vorbeilassen, ohne Ihnen zu schreiben.“

Aus dem vor wenigen Monaten veröffentlichten letzten Bande von Ranke's Werken**) erfahren wir nun Näheres über das Verhältnis der beiden Männer. Der Band enthält zum Teil Briefe Ranke's, während seines ersten Wiener Aufenthaltes in die Heimat geschrieben, zum Teil selbstbiographische Aufzeichnungen, die aus den siebziger und achtziger Jahren stammen, wo der greise Historiker öfters zu einem Rückblick auf sein langes reiches Leben angeregt wurde.

Ranke kam am 24. September 1827 zum erstenmale nach Wien. Er war dort nicht unbekannt. Die Wiener Jahrbücher der Litteratur, an denen Hornayr der Geschichtschreiber, Hammer-Burgstall, der Orientalist, Kopitar, der Slavist, teilnahmen, für die Genz selber in frühern Jahren einen höchst bedeutenden Beitrag geliefert hatte,***) die unter der unmittelbaren Aufsicht der Staatskanzlei standen — diese hatten im zweiten Hefte des Jahrganges 1826 die „Geschichten romanischer und germanischer Völker,“ sowie deren Anhang „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“ in einer ausführlichen Anzeige — sie zählt vierzig große Oktavseiten — rühmend besprochen. „Werke, wie das vorliegende — heißt es da —, wie Menzels Geschichte der Deutschen, wie Raumers Hohenstaufen halten den Glauben an deutsche Kraft und deutschen Fleiß mächtig aufrecht. In der Frag-, Rundschäfts- und Fabrikalitteratur unsrer Tage muß diese ausgezeichnete Erscheinung jeden Redlichen mit Freude und mit dankbarer Anerkennung erfüllen.“ Schon in der Vorrede findet der Rezensent „schöpferische Eigentümlichkeit,“ er nennt Ranke den „edeln Verfasser,“ giebt ihm den Rat, Kritikern, die an der Neuheit der Behandlung und an der kühnen Schreibart Anstoß nehmen sollten, eine Antwort zu geben, wie Tilly dem windigen Franzosen Gramont, der den abenteuerlich gekleideten Feld-

*) Gedruckt in Barchagens „Rahel.“ Ein Buch des Andenkens. Dritter Band.

**) Zur eignen Lebensgeschichte. Von Leopold von Ranke. Herausgegeben von Alfred Dove. Leipzig, Duncker und Humblot, 1890.

***) Über Preßfreiheit. Jahrgang 1818.

herrn spöttisch gefragt hatte, was denn dies um Himmels willen für eine Mode sei. Es ist meine Mode! habe Tilly entgegnet.

Hornayr, der damalige Vorstand des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, war der erste, den Ranke besuchte. „Wir waren gleich in der ersten Minute alte Bekannte,“ schreibt er an einen Freund. „Es ist in ihm eine regsame und frische Empfänglichkeit. Er ist ganz offen und voll Güte. Wir gerieten auf der Stelle in die Historie Karls V.; meine Charakteristik Karls V. billigt er sehr. An Philipp II. will er nicht so gern; er findet ihn weit böser, als ich ihn geschildert habe.*) Jedermann, den ich noch gesprochen — fährt er dann fort —, kennt meine Arbeiten und läßt sie gelten, der eine lobt mich der kreuz, der andre der quer. Ebenso tabeln sie mich vielleicht morgen. Nichts ist notwendiger als fest seine Straße zu gehen. Auf der Bibliothek finde ich außerordentlich wichtige Sachen. Das Archiv, versichern mir Kopitar, Pilat, Genz, Adam Müller und andre einstimmig, wird mir geöffnet werden.“ Von Genz meldet er nichts besonderes, obwohl er ihm offenbar schon vorgestellt worden war, er nennt ihn nur. Ende November berichtet er seinem Bruder Heinrich, daß ihm „durch die unmittelbare Teilnahme des Fürsten Metternich und des Hofrats Genz das Archiv eröffnet worden sei, d. h. ein Teil eben jenes venetianischen Archivs, von dem ich in der Vorrede zu meinem ersten Teil gehandelt habe.“ Ausführlicher ergeht er sich über diese ersten Beziehungen mit den Männern der Staatskanzlei in einem Schreiben vom 9. Dezember: „Wisse zuerst — der Brief ist an seinen Freund, den Philosophen Ritter gerichtet —, daß bereits seit Wochen auch das Archiv mir geöffnet ist. Es hatte sehr viel Schwierigkeiten. Der Gesandte, der meinen Antrag gemacht, erhielt eine abschlägige Antwort, in aller Form abschlägig: es sei zu neu, was ich suche; es laufe wider alle Regeln eines Archivs, dies einen Fremden benutzen zu lassen u. s. w. Mir war nicht wohl zu Mut. Aber einige Tage darauf beschied mich Genz auf eine bestimmte Zeit zu dem Fürsten Metternich. Ich traf sie beide. Der Fürst zeigte sich geistreich, lebhaft, offen und zutraulich. Er sieht wohl ein, worin es unsrer Geschichtskunde mangelt und äußert hierfür großartige Absichten. Wie gütig mich Genz von Anfang an bis gegenwärtig behandelt hat, kann ich Dir nicht sagen. Nicht selten besuche ich ihn nach Tisch und finde ihn immer wohlgesinnt und mir so behilflich wie damals. Nach dem Gespräch entwarf ich auf einen Zettel ein kurzes Verzeichnis von denjenigen Dingen, die ich zunächst aus dem venetianischen Archiv zu sehen wünschte, ohne Überschrift und Unterschrift. Diesen Zettel hat man dem Archiv herabgegeben mit der Weisung, mir das Verzeichnete zukommen zu lassen. Und so find ich mich denn hier mitten unter Manuskripten.“

*) Beide in den „Fürsten und Völkern von Südeuropa“ erschienen im Sommer 1827. Eine Rezension war wohl in Wien noch nicht erschienen.

In den folgenden Briefen aus Wien — es sind deren noch ein Duzend, der letzte vom 20. August 1828 — wird Gengé nicht erwähnt. Aber nun helfen die selbstbiographischen Skizzen aus. In der einen — vom Dezember 1875 — lesen wir: „Ich hatte das Glück, mit Friedrich Gengé in eine ziemlich nahe Beziehung zu kommen; er galt als eines der Oberhäupter der sogenannten Ultras und hielt an den antirevolutionären Doktrinen eifrig fest; aber er war ein Mann von Geist, der ganz in seiner Weltstellung lebte und sie jeden Augenblick überfchaute. Ich besuchte ihn alle Wochen einmal, in einer Abendstunde. Politische Unterhaltung war ihm eine Art von Bedürfnis und, wie man weiß, er sprach sehr gut. Die allgemeine Situation war keineswegs mehr so beschaffen, wie sie infolge des sogenannten heiligen Bundes in Aussicht genommen war; die Erhebung der Griechen unter der Unterstützung von England hatte alle Gemüter in neue Richtungen getrieben. Mit den Griechen und ihren Protektoren kam ich nicht in Verbindung, wohl aber mit den Serben, die demselben System, aber auf eine andre Weise angehörten. Es war mir ebenso anziehend wie belehrend, den Ursprung der serbischen Bewegung aus unmittelbarer Mitteilung kennen zu lernen, unbekümmert, was man in Wien darüber dachte. Meine italienischen Studien, die ich in Berlin begonnen, setzte ich mit immer wachsendem Eifer fort, denn noch war das venetianische Archiv größtenteils in Wien: es bot mir die nächste Ausbeute. Aber zugleich vertiefte ich mich in das Element der slawischen Bewegung in der Türkei; ich fing an serbisch zu lernen, wie wohl nicht mit großem Succes, da die Information, die ich bekam, in deutscher Sprache gewährt wurde. Aus dem Gespräch von Gengé nahm ich ab, daß das Verhältnis der großen Mächte keineswegs ein sehr einmütiges war. Die Notizen, die einige Jahre später das »Portefolio« publizierte, und die dann das allgemeine Erstaunen hervorriefen, waren mir bereits damals durch Gengé nicht vorenthalten worden. Er sprach oft unter dem Eindruck der letzten Depeschen aus St. Petersburg, deren Inhalt und Ton er gleichmäßig perhorreszirte.“

Ich muß hier einiges zur Erklärung hinzufügen. Im Juli 1827 hatten Rußland, Frankreich und England ein Bündnis geschlossen, das sich zum Ziel setzte, dem Kriege zwischen den Türken und den Griechen ein Ende zu machen, die Seeräuberei in den levantinischen Gewässern auszurotten und den Handel, der durch den langwierigen Krieg beträchtlich litt, zu sichern. In diesem Vertrage brach England mit seiner früheren türkenfreundlichen Politik, die es schon vor längerer Zeit verlassen hatte, endgiltig: es war dies der Einfluß Georg Cammings, der damals an der Spitze des englischen Ministeriums stand. Um die Mitte des August war dann die Nachricht von dem Tode dieses Mannes nach Österreich gekommen. Nun hoffte man hier auf eine Änderung der englischen Politik. Denn das Zusammengehen der Westmächte mit Rußland sah man als das größte Unglück an: so werde es diesem gelingen, sich in die

türkischen Angelegenheiten zu mischen, einen Vorwand zu finden, um die Donaufürstentümer zu besetzen, ja wohl gar die Donau zu überschreiten. Es leuchtet ein, wie sehr dadurch die österreichischen Interessen berührt werden mußten. Aber die gehoffte Wendung trat nicht ein, England blieb zunächst noch in den Bahnen der Canning'schen Politik. Am 9. September ließen die drei verbündeten Mächte dem Reis Effendi eröffnen, daß sie die Waffenruhe für die Griechen erzwingen und dem türkischen Geschwader nicht gestatten würden, an den Küsten von Morea zu landen. Zugleich erschien ein russisches Korps unter der Anführung von Wittgenstein am Pruth. Als dann die großherrliche Flotte dennoch in den griechischen Gewässern kreuzte, ward sie am 20. Oktober in der Bai von Navarin durch das Geschwader der Verbündeten vernichtet. Dieses Ereignis rief in Wien in der Staatskanzlei die größte Entrüstung hervor. Der Sultan berief am 2. Dezember den großen Rat und erklärte, die verbündeten Mächte hätten durch unerhörte Beleidigungen und Angriffe alle Verträge zerrissen, den Muhammedanern bliebe nichts übrig, als ihre Religion und Freiheit mit den Waffen zu verteidigen. Die französischen, englischen und russischen Schiffe in türkischen Häfen wurden in Beschlagnahme genommen, die Ajans aufgeboten, viele Fremde vertrieben. Die Traktatmächte hielten im Dezember 1827 in London eine Konferenz ab, um die weitem Maßregeln gegen die Pforte zu beraten. Hier traten die Pläne Rußlands schon deutlich hervor, denn es beantragte die Besetzung der Donaufürstentümer durch seine Truppen. Dagegen wendete nun England ein: ein Angriff auf das türkische Reich werde überall Bedenken erregen und erscheine zur Ausführung des Sulivertrages nicht notwendig. Doch Rußland entgegnete — Depesche Nesselrodes an Lieven, den russischen Botschafter in London vom Februar 1828 —, sein Recht zur Abwehr sei unbestreitbar, der Kaiser erstrebe keinen besondern Vorteil für sich, werde aber die Waffen nicht niederlegen, ohne volle Genugthuung für sich und die Ausführung des Londoner Vertrages erlangt zu haben. Er gebe den Allirten anheim, sich an den Maßregeln, die Rußland auf der Konferenz beantragt habe, zu beteiligen, bleibe er aber ohne Unterstützung, so werde er nur seine eignen Interessen zu Rate ziehen. Am 26. April 1828 folgte das russische Kriegsmanifest, am 7. Mai überschritt Wittgenstein mit 105 000 Mann und 458 Geschützen den Pruth, um die Mitte des Monats war er Herr der Donaufürstentümer, General Rudgewitsch überschritt bei Ismail die Donau und betrat hiermit das Gebiet der eigentlichen Türkei. Ende Juli standen die Russen vor den drei Hauptstützpunkten der türkischen Verteidigung, Silistria, Schumla und Varna. Ungefähr zu derselben Zeit nahmen sie unter Paskiewitsch in Asien Karas und andre feste Plätze in Türkisch-Armenien.

Dies waren die Ereignisse, die während der Anwesenheit Ranke's in Wien die Wiener Staatsmänner in Atem hielten. Als er ankam, hatten sie noch

nicht alle Hoffnung, die Cannings Tod in ihnen erregt hatte, aufgegeben; einen Monat später kam die erschütternde Kunde von Navarin, er verließ endlich die Kaiserstadt unter dem Eindruck der russischen Siegesbotschaften.

Wie sehr Geng an dem allen Anteil nahm, wie er namentlich durch das Vorgehen Rußlands empört und erschreckt war, wissen wir aus seinen Briefen an Pilat, an Adam Müller, an den jungen Prokesch. Hierüber also sprach er sich gegen Ranke aus, teilte ihm, wie wir nun hören, selbst russische Depeschen mit, die damals nicht in die Öffentlichkeit drangen, die erst David Urquhart, der Sekretär der englischen Botschaft in Konstantinopel, in dem 1833 von ihm begründeten Journal „Portefolio“ bekannt gemacht hat.

Die Aufzeichnung Rankes vom November 1885 — ebenso wie die von 1875, ist sie Diktat — ergänzt und vertieft obige Mitteilungen. Ranke verrät uns hier, daß er schon in Frankfurt an der Erhebung der Griechen gegen das Joch der Türken lebhaften Anteil nahm; er sagt es nicht, aber es ist wohl anzunehmen, daß seine Sympathien mehr auf Seiten der Griechen waren. „Ich will nicht leugnen — setzt er hinzu —, daß die Studien über das osmanische Reich, die dann im ersten Bande der Fürsten und Völker mitgeteilt wurden, auf diesen Anregungen beruhen; hauptsächlich liegen sie in einigen Anmerkungen über das Fortleben der griechischen Welt unter dem türkischen Joch zu Tage.“ In Berlin beschäftigte er sich dann zuerst eingehender mit der französischen Revolution; von der Gesellschaft, in der er sich da bewegte — es waren nur wenige Personen, darunter Barnhagen; Ranke sagte damals, ganz Berlin bestünde für ihn aus fünf bis sechs Leuten —, wurde er dazu angeregt, er lernte durch sie die Zeitschrift „Globe“ kennen und viele Denkwürdigkeiten, die auf die Revolution Bezug hatten. Er vertiefte sich auch in den „Moniteur,“ sodaß er „mit den Urhebern der revolutionären Bewegung gleichsam persönlich bekannt wurde.“ Er lernte dabei, wie er sagt, nicht allein die Motive, die sie kundgaben, sondern auch die Absichten, die ihnen vorschwebten, besser kennen, als wenn er sich erst an Autoritäten zweiter Hand gewendet hätte. „In mir selbst — gesteht er — kam ich über das Problem, ob die Revolution ein allgemeines, Geist und Gemüt mit Notwendigkeit bestimmendes und eine unbedingte Teilnahme erforderndes Interesse in sich habe, oder ob es ein Ereignis sei, das, wie andre, seine eigentümlichen Wurzeln in den Thatsachen hatte und aus Verflechtungen hervorging, die auch andre hätten sein können — zur Entscheidung. Ich erkannte die unendliche Bedeutung für die Welt und für jeden Einzelnen, die darin liegt, lebendig an, versöhnte mich aber doch mit den entgegengesetzten Bestrebungen der von der Bewegung nicht ergriffenen europäischen Welt. In meinen Papieren finden sich noch Versuche der Kritik über die wichtigsten biographischen Denkmale der Epoche. Genug, ich gelangte unter den eifrigsten Studien zu einer beide Seiten in sich begreifenden Auffassung, die mir eine gewisse innere

Ruhe gab, welche von den Tagesbegebenheiten nicht erschüttert werden konnte.“

In Geng lernte er nun eine Persönlichkeit kennen, die in beiden Fragen — in der griechisch-türkischen, wie in der Revolutionsfrage — entschieden Stellung genommen hatte. In der erstern war er von der Erwägung bestimmt worden, daß nach dem Zusammenbruch der napoleonischen Gewalt-herrschaft das europäische Gleichgewicht, für das er so lange gekämpft hatte, keinen schlimmern Feind habe als Rußland, und nur dieses die Früchte einer Schmälerung der Türkei einheimen werde. Schon in seiner ersten Aufzeichnung deutet Ranke an, daß sich Geng in diesem Sinne gegen ihn ausgesprochen habe. Nun wiederholt er es: „Der Hofrat Geng leitete noch, wie man damals wohl sagte, vom Klepperstall*) aus die Politik von Oesterreich und von Europa. Geng hatte die große Güte, mir sein Vertrauen zu schenken. Ich besuchte ihn alle acht Tage einmal. Er war bekanntlich kein Mann, der sich in Dunkel verhüllte; er sprach ohne Zurückhaltung und eben darum gut und überhaupt so, daß er sich selbst genügte. Ich wurde nach und nach einer der best-unterrichteten Männer in Wien, was die Tagesbegebenheiten anlangte; aber noch viel tiefer ging der Eindruck, den mir die Mitteilungen von Geng machten. Er war nicht allein der heftigste Gegner der englischen und französischen Politik, die für Griechenland Partei nahm; bei Cannings Tode fühlte man sich in Wien von einem Alp befreit. Davon aber befürchtete man nicht so viel, wie von dem alle Tage anwachsenden Mißverständnis mit Rußland. Geng wiederholte mir die Eindrücke, die ihm die englischen, hauptsächlich aber die russischen Depeschen machten. Er hat mir damals geradezu gesagt: von Rußland bekomme man Erlasse, wie sie schlimmer von Napoleon nicht ausgegangen wären. Ich habe davon nichts zu Papier gebracht, obwohl ich es vielleicht hätte thun sollen; aber ich würde damit in meine Studien ein falsches Element gebracht haben.“

Von Gesprächen über das zweite Problem — Revolution und Gegenrevolution — berichtet Ranke nichts. Ohne eigentlich Gesinnungsgenosse von Geng zu sein, stand er ihm doch hier viel näher. Denn Geng war nicht mehr so starrer rationalistischer Absolutist wie zur Zeit des Wiener Kongresses und in den folgenden Jahren, wo Männer wie Friedrich Schlegel nicht mehr mit ihm übereinstimmten. Ein Jahr zuvor, ehe Ranke nach Wien kam, hat er über ein eben erschienenenes Buch von Lemontey *Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV* einige Gedanken aufgezeichnet.***) „Was mich in dem von Lemontey aufgestellten Gemälde ergreift — lesen wir da —, ist das

*) Ein Gebäude in der Teinfaltstraße, wo Geng damals lebte und auch starb. Es ist vor wenigen Jahren abgetragen worden.

***) Siehe „Aus dem Nachlasse Fr. v. Geng“ (1867) I. S. 255.

Schicksal der Regenten, die in dem täuschenden Genuß unumschränkter Macht ihre Sicherheit und ihre Größe zu finden glaubten und gerade auf diesem Wege den Ruin ihrer Nachfolger und ihrer Kronen stifteten.“ Er stellt dann die Grundbedingungen jenes Regierungssystems auf, das er gleichsam als ein Ideal ansieht; es sind deren drei: 1. Der Monarch, obgleich in allen und jeden Geschäften der oberste Gesetzgeber und Verwalter des Staates, muß auf das sogenannte Selbstherrschen freiwillig Verzicht thun und seine Beschlüsse und Maßregeln, selbst wenn sie die ausschließende Frucht seines persönlichen Willens sind, nur durch gesetzlich bestehende Organe kundgeben und vollziehen lassen. 2. Zu dem Ende ist ein wohlorganisiertes Ministerium das erste und unumgänglichste Werkzeug der Macht. Und da (besonders in dem jetzigen Zustande der Gesellschaft) diese oberste und alle von ihr abhängenden Behörden teils den ungeheuern Kreis der Geschäfte nicht zu umfassen, teils dem wahren oder eingebildeten Bedürfnis der Menge, bei der Staatsverwaltung auf eine oder die andre Weise mitzuwirken, nicht Genüge zu leisten vermag, so müssen 3. ständische Verfassungen bestehen, die nicht Volksvertretung im heute üblichen Sinne des Wortes sind, vermöge deren aber eine gewisse Anzahl durch Stand, Besitztum oder andre Qualifikationen dazu geeigneter Personen an gewissen bestimmten Zweigen der Gesetzgebung oder Verwaltung regelmäßig Anteil nimmt.“

Daß das damals in Österreich bestehende System diesem Ideal keineswegs entsprach, braucht nicht gesagt zu werden, und Genz wußte das wohl. Er hat sich aber auch darüber keiner Täuschung hingeeben, daß die Wünsche des damals lebenden Geschlechts weit über dieses hinwegflogen, daß es darum sehr wenig Aussicht auf eine dauernde Verwirklichung hatte. In Briefen an Freunde tröstete er sich wohl darüber mit dem stolzen Spruche: *Victrix causa diis placuit, sed vieta Catoni.*

Von diesen Ansichten ist Ranke wahrscheinlich nicht unbeeinflusst geblieben, die Aufsätze, die er ein Jahr später für die von ihm geleitete „Historisch-politische Zeitschrift“ geliefert hat, sind von ihnen durchtränkt. Wohl waren sie auch Ergebnis seiner Studien, und er hegte sie zum Teil schon früher, aber im persönlichen Verkehr mit Genz sind sie ohne Zweifel erst recht lebendig geworden. Denn Genz war der erste Staatsmann, zu dem er in engere Beziehungen trat. Es ist auch durchaus im Geiste von Genz, wenn er sich, wie er erzählt, zur Zeit seines Wiener Aufenthaltes zu einem Aufsatz ermannte, worin er die Unvermeidlichkeit einer neuen Revolution betonte, „die auf denselben politischen Verflechtungen fußen müsse wie die erste, obgleich sie die Tiefe der Impulse von damals nicht wiederholen könnte.“ Auch Genz hat die Julirevolution vorhergesehen.

Die Veröffentlichungen der letzten Jahre über Genz — Briefe und Aktenstücke aus Metternichs Nachlaß — haben uns das Bild seiner Persönlichkeit

nicht unwesentlich getrübt. Aber die Periode seines Lebens, die sie berühren, war eben die unerfreulichste von allen. Ranko sah ihn, als er dem Ende seiner Laufbahn nahe war, und er stellt ihm das ehrenvollste Zeugnis aus: „Mir hat er immer den Ausdruck des Ernstes, der Tiefe, der vollkommenen Hingebung an seinen Beruf und seine Pflicht gemacht. Von Frivolität habe ich nie eine Spur erblickt.“



Lord Tennysons neueste Lyrik

Von Ernst Groth



staatliche Auszeichnungen, Lorbeerkränze und Preiskrönungen gaben in frühern Jahrhunderten den Künstlern und Dichtern etwas Unfehlbares und Unverletzliches: heutzutage pflegen derartige öffentliche Anerkennungen nicht nur bei den unbarmherzigen Kunststrichern, sondern auch bei den Lesern, die sich ein kritisches Urteil von oben herab nicht vorschreiben lassen, von vornherein Argwohn und Widerspruch hervorzurufen. In Deutschland und Frankreich, wo in den letzten Jahren vielleicht manche Veranlassung zur Unzufriedenheit über staatliche Eingriffe dieser Art gegeben worden sein mag, gehen einige Heißsporne der litterarischen Kritik sogar so weit, von den Behörden zu verlangen, daß sie in der litterarischen Kirche bei der Beurteilung einer schriftstellerischen oder künstlerischen Arbeit nicht den Mund aufmachen und selbst dann „mit frommem Schauder vor den ewigen Gesetzen der schöpferischen Phantasie“ den Rückzug antreten, wenn sie die öffentliche Ruhe und Sittlichkeit durch irgend ein Erzeugniß für gefährdet halten. Auch in England tritt diese Ansicht immer lauter zu Tage.

Und doch ist es gut und heilsam, wenn der Staat auch in diesen Dingen ein kräftiges Wort mitredet, wenn zuweilen eine feste Hand rücksichtslos zugreift und den ungesunden Auswüchsen und Giftkräutern den Garaus macht, die unreifer Übermut, lächerliche Nachahmung und offenbare Narrheit zeitigen. Denn die Kunst und die Litteratur haben nicht nur ernste Pflichten gegen sich selbst, sondern unzweifelhaft auch gegen den Gesellschaftskörper, der sie trägt, nährt und schützt. Wenn trotzdem eine litterarische Richtung diesem Körper Schaden zufügt und seine sittlichen Lebensbedingungen zu untergraben droht, so muß sie sich gefallen lassen, daß man sie von Staats wegen verurteilt und in die gehörigen Schranken zurückweist. Das ist die negative Seite in dem Verhältnis zwischen Staat und Litteratur. Der Eingriff kann für den Schriftsteller unangenehm und verhängnisvoll werden, unter den bestehenden Verhältnissen aber lange nicht so verhängnisvoll, als wenn der